

Editorial

Warum wir diese Zeitung machen

«Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will...!» An diesen Kampfruf des Dichters Georg Herwegh aus dem 19. Jahrhundert musste ich in den letzten Wochen immer wieder einmal denken, wenn ich in letzter Zeit in Basel oder - eher ausnahmsweise - einer anderen Schweizer Stadt unterwegs war.

Ja, bis vor einer Woche standen viele Räder und auch sonst die meisten Dinge des öffentlichen Lebens hierzulande still. Der Gesundheit und Sicherheit zuliebe.

Dass dies auch viele kulturelle und soziale Institutionen betraf oder immer noch betrifft, gehört zu den Charakteristika dieser Corona-Krise, die uns derzeit noch immer fest im Griff hat.

Auch uns von den Christlich-Jüdischen Projekten (CJP) und dem Forum für Zeitfragen, sonst seit Jahren Partner bei vielen Vorträgen oder Diskussionsforen, ist es nicht anders gegangen. Zahlreiche Veranstaltungen sind seit

Mitte März dem fatalen Virus zum Opfer gefallen, Agenden wurden durcheinandergewirbelt, Pläne durchkreuzt.

Als Antwort darauf haben wir gemeinsam nun beschlossen, eine Zeitung herauszubringen, den «WEITblick», den Sie hier in Händen halten.

Damit möchten wir Ihnen zum einen einige Themen gerne etwas näherbringen, die eigentlich «live» als Veranstaltungen geplant waren.

Zum anderen möchten wir gerne ein Schlaglicht auf die drei monotheistischen Religionen werfen, die in diesem Frühling unter erschwerten Umständen ihre Feste feierten (Ostern und Pessach) oder noch feiern (Ramadan).

Dass wir dafür die Form einer Zeitung gewählt haben, entspricht auch unserer Überzeugung. Der Überzeugung nämlich, dass gerade in dieser Zeit das Bedürfnis wieder wächst, sich jenseits aller Informationen, die derzeit online

angeboten werden, auch mit dem «altmodischen» Medium Zeitung zu informieren.

Wobei die Inhalte von «WEITblick» selbstverständlich auch online angeboten werden und entsprechend abrufbar sind.

In diesem Sinne viel Vergnügen beim Lesen dieser Zeitung, auch und gerade, wenn seit kurzem und hoffentlich auf Dauer nun nicht mehr «alle Räder stillstehen»!



Peter Bollag, Jüdischer Projektleiter Christlich-Jüdische Projekte

Verschoben, nicht abgesagt

Von Tania Oldenhage*

An einem Montagmittag im Zwinglihaus. Es ist still. Ich bin allein im Gebäude. Es ist mein erster Tag im Forum für Zeitfragen. Der erste Tag jedenfalls, an dem ich nicht nur über Telefon und Bildschirm, sondern an dem ich physisch hier bin.

Ich schaue mich um. An Pinnwänden, auf Tischen, in Regalen liegen Flyer, Agenden, Jahresprogramme und Zeitschriften voller Veranstaltungshinweise. Ich blättere und lese. Was allein im Monat Mai alles in Basel hätte stattfinden sollen! Podien, Workshops, Ausstellungen, Seminare, Kurse. Referentinnen,

die ich gern kennengelernt hätte. Themen, in die ich gern eingestiegen wäre. Alles abgesagt.

Auf einem Flyer hat jemand mit Kugelschreiber und Grossbuchstaben das Wort «VERSCHOBEN» geschrieben. Verschoben, nicht abgesagt. Verschiebungen – anders als Absagen – sind für mich schillernde Prozesse. Ich denke an das, was die feministische Theologin Ina Praetorius einmal über das Verschieben von Möbelstücken geschrieben hat.

Fortsetzung auf Seite 2



Tania Oldenhage

Wenn der dicke Schrank von der Mitte an den Rand gestellt und der Tisch aus der Ecke hervorgeholt wird; wenn ich die unwichtigen Dinge in Schubladen verstau und die wichtigen Dinge auf den Tisch lege, entsteht ein neuer und möglicherweise menschenfreundlicher Raum.

Was wir traditionell die hausfrauliche Tätigkeit des Aufräumens nennen, sind für Ina Praetorius so gesehene grundlegende feministische Tätigkeiten. Wir ändern die Ordnung der Dinge und machen Platz für einen Raum, in dem Menschen miteinander reden, essen, spielen und arbeiten können. Verschiebungen sind nötig, um «den Dingen ihren richtigen Platz zurück zu geben.» (Ina Praetorius, Handeln aus der Fülle, S. 76).

Diejenigen unter uns, deren Alltag im Moment nicht durch Krankheit, Existenznot oder Arbeitsüberlastung überschattet wird, erleben vielleicht, dass Verschiebungen auch sein Gutes haben können. Wir lernen zu unterscheiden zwischen dem, was sich verschieben lässt und dem, was nicht warten kann; zwischen dem, was wir gehen lassen können, und dem, was uns unwiderruflich und schmerzvoll entglitt.

Natürlich gibt es auch die sehr berechtigte Sorge, dass sich die Prioritäten auf ungute Weise verschieben könnten. Das Engagement für eine veränderte Klimapolitik könnte zugunsten von wirtschaftlichen Dringlichkeiten wegrutschen. Die Nachbarinnen, die sich jede Woche für ein Flüchtlingsprojekt eingesetzt haben, wissen im Moment noch nicht, wie und ob sie ihre Arbeit wieder aufnehmen können. Trotzdem will ich festhalten am Gedanken, dass uns diese Zeit des Verschiebens auch Chancen bietet.

Ich gehe aus dem Büro des Zwinglihauses, die Treppen runter an der Küche mit ihren dunkelroten Kacheln vorbei. So vielversprechend sind diese Räume. Ich stelle mir vor, wie es ist, wenn sie mit Menschen gefüllt sind. Ich stehe am Eingang zum Kleinen Saal. Er ist leer. Keine Stühle. Kein Podium. Nur mitten im Raum steht ganz allein ein schwarzer Flügel. Er steht jedenfalls schon mal ganz gut, denke ich. Für alles andere wünsche ich uns: Gute Verschiebungen!

*Tania Oldenhage,
Studienleiterin Forum für Zeitfragen

Warum ist diese Nacht anders als alle anderen?

Auch in der jüdischen Gemeinschaft wurden die Frühlings-Feiertage in diesem Jahr anders begangen als sonst.

Von Peter Bollag*



Auch die Synagoge der Israelitischen Gemeinde Basel (IGB) blieb an Pessach und weiterhin geschlossen.
Foto zVg

Wie andere Religionsgemeinschaften mussten sich auch die Jüdischen Gemeinden in Basel für das diesjährige Pessachfest völlig umorientieren. Bereits die jüdische «Fasnacht», Purim, das genau vier Wochen vor Pessach begangen wird, war in diesem Jahr von Corona stark beeinträchtigt.

Für Pessach waren die Änderungen nun noch einschneidender: Sämtliche Gottesdienste in allen Basler Gemeinden wurden, wie diejenigen anderer Glaubensgemeinschaften auch, vorsorglich abgesagt. Via Internet wurden Gebete, aber auch Predigten, z.B. von Rabbiner Mosche Baumel, in der Israelitischen Gemeinde Basel (IGB) ausgestrahlt. Allerdings jeweils vor den Feiertagen, da gemäss der Halacha, dem Jüdischen Religionsgesetz, die Benutzung technischer Geräte, also auch von Handys oder Computern, an Schabbat und den Feiertagen verboten ist.

Pessach ist der Feiertag, an dem noch strengere Speisevorschriften gelten als sonst in der koscheren Küche. Das hat

mit dem Gebot der Tora zu tun, in diesen acht Tagen nur Ungesäuertes zu konsumieren, was eine grosse Auswirkung auf den Speisezettel hat.

Versorgungsdienst aufgezogen

In der IGB zog man deshalb eine Art Versorgungsdienst auf: Alleinstehende, auch ältere Personen, konnten gegen Voranmeldung ein Essenspaket bestellen, das ihnen von Freiwilligen aus der Gemeinde unentgeltlich ins Haus geliefert wurde. Für die Gemeinde stand auch ein Catering mit Essen zur Verfügung, das den Pessachvorschriften entspricht. Dies obwohl Basel im Moment sonst nicht über ein koscheres Restaurant verfügt. Das Angebot sollte auch ein Ersatz dafür sein, dass der Gemeinschaftsanlass, der sogenannte «Seder» (hebräisch für «Ordnung»), in diesem Jahr in der Gemeinde wegen Corona nicht stattfinden konnte. Als Seder wird der erste und zweite Abend von Pessach (in Israel gibt es nur einen Seder) bezeichnet, an dem der Auszug der Kinder Israel

aus Ägypten zu biblischen Zeiten gedacht wird. Dabei isst man traditionelle Speisen und singt auch gemeinsam, bei nicht wenigen Familien dauert der Seder bis in die frühen Morgenstunden. Zu Beginn des Seder stellen die Kinder am Tisch Fragen, u.a. fragen sie: «Ma Nischtana halaila hasé?», d.h. «Warum ist diese Nacht anders als alle anderen Nächte?», eine Frage, die in diesem Jahr ebenfalls einen ganz anderen Sinn bekommen hat als sonst.

Was die IGB angeht, so bietet sie seit Jahrzehnten Gemeindemitgliedern einen gemeinschaftlichen Seder im Gemeindehaus an. Für alle jene Menschen, die das Fest in Gemeinschaft feiern möchten.

Denn, vergleichbar z.B. mit den christlichen Weihnachten, ist Pessach bzw. der Sederabend das Familienfest, an dem sich Familie und Freunde versammeln, oft sind solche Gemeinschaften über Jahre oder sogar Jahrzehnte gewachsen.

Das gilt auch für Amos und Ruth Gutermann-Lang, die seit etwa 20 Jahren jedes Jahr eine befreundete Familie zum Seder zu Gast hatten – bis zu diesem Jahr. «Unsere Freunde waren wie wir alleine.» Dies, da ihre beiden verheirateten Kinder mit ihrem Partner bzw. Partnerin in Zürich, wo sie leben, blieben. «Sie entschieden sich, diesmal daheim zu bleiben.»

Obwohl es am Seder eine Mizwa (hebräisch für «Gute Tat» oder «Erfüllung eines religiösen Gebotes») ist, Leute, nicht zuletzt Alleinstehende und Einsame, einzuladen, hiess in diesem Jahr die Devise auch von Rabbinern oder anderen religiösen Instanzen: Bitte keine fremden Leute am Seder, selbst wenn die Regeln des BAG eingehalten werden könnten.

Handy-Fotos ausgetauscht

Für Familie Gutermann-Lang, deren drei Kinder seit vielen Jahren in Israel leben, war es klar, dass sie sich an diese Regeln halten. Immerhin konnten sie dank des Zeitunterschiedes zwischen der Schweiz und Israel wenigstens via Smartphone sich mit ihren Kindern noch vor dem Feiertag austauschen und beispielsweise auch gegenseitig Fotos von den jeweiligen Seder-Tischen verschicken. «Aber seltsam war das alles schon», so findet Ruth Gutermann-Lang im Nachhinein. Um doch Feiertagsstimmung aufzukom-

men zu lassen, hätten sowohl sie wie ihr Mann festliche Kleider angezogen und den Abend nicht etwa im Home-Trainer absolviert: «Das war für uns beide selbstverständlich.» Auch gesungen hätten sie, deren Sohn Amichai in Israel u.a. eine Ausbildung zum Chasan (Kantor) absolviert hat, durchaus einige Lieder und Melodien: «Wir haben auch versucht, Melodien zu singen, die wir von unserem Sohn kennen.» Wertmüsstropfen sei aber eindeutig gewesen, so Ruth Gutermann-Lang, dass ihre 94jährige Mutter zum ersten Mal seit Jahrzehnten dieses Fest nicht mit ihnen verbringen können. Dies, weil sie im gemeinsam christlich-jüdischen Alters- und Pflegeheim «Holbeinhof» lebt, das – wie die anderen Heime – wegen des geltenden Besuchsverbotes von der Aussenwelt abgeschnitten ist und deshalb ausschliesslich einen internen Seder-Abend durchführen konnte.

Zu einem Pessachfest in Basel (oder wo auch immer) quasi gezwungen, wurden auch jene Gemeindemitglieder, die eigentlich seit Jahren gewohnt waren, an Pessach entweder zu Verwandten und/oder Freunden nach Israel zu fliegen oder dann einen Aufenthalt in

einem der immer zahlreicher werden den Koscher-Hotels rund um die Erde zu buchen. Nicht zuletzt, weil Pessach in vielen jüdischen Häusern mit einer rigorosen, religiös genau vorgeschriebenen Reinigung (in vielen Haushalten auch als «Frühlingsputz» bekannt) verbunden ist, ist diese freilich auch finanziell mit gewissen Kosten verbundene «Ferien-Lösung» sehr beliebt. Wegen Corona konnten in diesem Jahr aber alle koscheren Veranstalter keine solchen Aufenthalte anbieten, abgesehen davon, dass auch die entsprechenden Reismöglichkeiten wie Flüge oder Zugreisen gefehlt hätten.

Nicht wenige Familien dürften also 2020 ein Pessachfest gefeiert haben, wie es vielleicht bis etwa in die Achtziger Jahre üblich war, ein wenig bescheidener und, auch weil auf den engsten Familienkreis beschränkt, durchaus besinnlich. Vermutlich nicht zuletzt darum, wird es auch vielen Basler Gemeindemitgliedern noch lange in Erinnerung bleiben.

*Peter Bollag ist der jüdische Projektleiter der Christlich-Jüdischen Projekte in Basel

Befreiungsfest im Lockdown

Ostern, das leere Grab - für Christinnen und Christen ein Zeichen der Hoffnung, des Aufbruchs, des Neuanfangs. Doch wie wollen wir aufbrechen, wenn alles zu ist?

Von Franziska Eich Gradwohl*

Normalerweise fahren wir als Familie an Ostern nach dem Gottesdienst zu den Grosseltern. Dort dürfen die Kinder mit Cousins und Cousine im grossen Garten Ostereier, Schoggihasen und andere süsse Überraschungen suchen. Das ist immer verbunden mit viel Gelächter und Gewusel.

Dieses Jahr begann Ostern ganz anders: Ich hatte keinen Gottesdienst am Ostermorgen. Die Kirchenglocken läuteten, aber ich musste nicht in die Kirche. Die Begrüssung zu Ostern hatte ich schon am Donnerstag in der leeren Kirche zu fiktiven Gottesdienstbesuchenden gemacht und filmen lassen, und den Ostergottesdienst schon am Samstag auf die Homepage gestellt.

Schon alleine diese Erfahrung war für mich seltsam: wer würde wohl meine Nachricht hören und lesen? Normalerweise erkenne ich im Präsenzgottesdienst ein wenig die Reaktionen in den Gesichtern der Menschen, jetzt wirkt alles eher steril und unwirklich.

Ostern also, und ich hatte einen freien Morgen! Die Kinder suchten zwar dennoch Ostereier und Schoggihasen im grossen Pfarrgarten, aber es war alles ganz anders. Den anschliessenden Brunch genossen wir als «Kleinfamilie» zu Hause.

Das Fazit unserer zehnjährigen Tochter am Abend: «Das war gar nicht richtig Ostern!»



Ostern 2020 – keine Gottesdienste, aber Zeit für Spaziergänge in der Natur

Foto zVg

Ja, das war es irgendwie auch für mich nicht. Mir fehlte als Pfarrerin die Begegnung mit den Menschen aus der Gemeinde, mir fehlte auch das gemeinsame Abendmahl an Ostern, ja der ganze spirituelle Teil des Festes. Und natürlich fehlten mir auch die vielen kleinen Traditionen, die sich in unserer Familie im Lauf der Zeit eingespielt haben, Kleinigkeiten, die aber plötzlich nicht mehr da waren. Sogar der Osterhase hatte Mühe, in unserem Garten alles zu verstecken, ist er doch den Garten meiner Eltern gewohnt...

Physischer Kontakt fehlte

So ähnlich empfanden es wohl viele Christinnen und Christen an diesem besonderen Corona-Ostertag. Vielleicht hat man virtuell miteinander Ostereier gesucht, per Whatsapp oder anderen sozialen Medien Kontakt gehabt, aber der physische Kontakt fehlte wohl vielen Menschen.

Denn Ostern ist zwar nicht DAS Familienfest schlechthin so wie Weihnachten, aber viele Menschen feiern dieses Fest in Gemeinschaft als Familie oder mit dem Freundeskreis. Das wurde in diesem Jahr eindeutig vermisst, sowie auch das Zusammenkommen als Gemeinde und das gemeinsame Feiern des Abendmahls im Gottesdienst.

Es fehlte auch eine gewisse Lockerheit, die ungebrochene Freude über die

Sonne und den Frühling und von Aufbruchsstimmung und Neuanfang war vielleicht eher weniger zu sehen und zu spüren.

Aber was feiern wir eigentlich an Karfreitag und Ostern – und was haben Eier und Hasen damit zu tun? Um von Ostern zu berichten, wollte ich erfahren, was Menschen anderer Religionen an diesem Fest interessiert. So erhielt ich von Aysegül und Elif Avcik, Schwestern und beide Mitglieder der Gesprächsgruppen von religionen_lokal, konkrete Fragen gestellt (s. nebenstehenden Kasten).

Passionszeit ist Fastenzeit

Der ganze Festkreis von der Passionszeit, die 40 Tage vor Ostern an Aschermittwoch beginnt, bis Ostern hängt eng mit dem Leben, Sterben und der Auferstehung Jesu zusammen.

Die Passionszeit ist eine Fastenzeit, in der man sich bewusster macht, was falsch läuft, was man falsch gemacht hat, was man besser machen sollte. Karfreitag ist eigentlich kein wirklicher «Festtag», sondern eher ein Gedenktag an den Tod Jesu. Man erinnert sich daran, dass Jesus von der römischen Besatzungsmacht zum Tode verurteilt und ans Kreuz genagelt wurde, eine damals gängige Methode der Todesstrafe. Somit ist Karfreitag ein Trauertag, an dem

bewusst wird, zu welchen schrecklichen Taten wir Menschen fähig sind. Viele Christinnen und Christen essen an diesem Tag bewusst kein Fleisch oder fasten und verzichten auf Vergnügen.

An Ostern freuen sich Christinnen und Christen über die Auferstehung Jesu. Als Frauen drei Tage nach seinem Tod zum Grab kommen, um dem Toten einzusalben und zu bestatten, finden sie nur noch das leere Grab. Der schwere Stein vor dem Felsengrab ist weggerollt, und ihnen wird gesagt, dass Jesus nicht mehr tot, sondern auferstanden ist. Somit ist Ostern ein Fest der Freude darüber, dass das Leben stärker ist als der Tod und dass neues Leben möglich ist, auch wenn alles am Ende scheint.

Und genau da kommen die Hasen und Eier ins Spiel: sie sind uralte Symbole für Fruchtbarkeit und Leben. An Ostern feiert man oft generationenübergreifend mit der Familie, versteckt für die Kinder Süßigkeiten, wie Schokoladeneier – und Hasen, und freut sich ganz nebenbei auch über den Frühling, wo alles spriesst und wächst.

So gesehen ist Ostern ähnlich wie Pessach ein Fest der Befreiung und Freude, verbunden mit Gottesdiensten und Gemeinschaft. Eigentlich ist es theologisch betrachtet das wichtigste Fest im Kirchenjahr, ja sogar wichtiger als Weihnachten.

Dieses Jahr war alles etwas anders, ruhiger und im kleinen Kreis – war es deswegen weniger Ostern? Sicher nicht!

**Franziska Eich ist christliche Projektleiterin der Christlich-Jüdischen Projekte (CJP) in Basel und Pfarrerin in Bretzwil*

Die Fragen:

Was wird an Karfreitag / Ostersonntag / Ostermontag gefeiert? Was sind hier Unterschiede?

Was sind die traditionellen Bräuche an den besonderen Tagen?

Was hat es mit dem Hasen und dem Ei auf sich?

Welche Bedeutung hat Ostern innerhalb der christlichen Feste?

Kollektive Rituale fallen diesmal aus

Das Virus beschäftigt auch die Muslime in der Region stark, nicht zuletzt ist das gemeinsame Fastenbrechen betroffen.

Von Selim Karatekin*



Da waren Grossveranstaltungen noch möglich: Öffentliches Fastenbrechen der Basler Muslim Kommission auf dem Barfüsserplatz am 24. Mai 19

Die Corona-Pandemie beschäftigt auch uns als muslimische Gemeinschaft. Als anfangs März 2020 eine Bewilligungspflicht für Veranstaltungen mit über 200 Personen beschlossen wurde, analysierten wir im Vorstand der Basler Muslim Kommission (BMK) die Auswirkungen auf die Moscheen.

Wir Muslime treffen uns jede Woche zum Freitagsgebet in der Moschee. Die Grundvoraussetzung für das Freitagsgebet ist die physische Zusammenkunft der Gläubigen in einer Moschee. Es stellte sich daher die Frage, ob Freitagsgebete unter Einhaltung der damaligen BAG-Bestimmungen abgehalten werden können.

Wir führten einen intensiven Austausch mit unseren Moscheevereinen, mit Theologen und medizinischen Fachpersonen. Es galt, zwischen religiösen Pflichten und medizinischen Notwendigkeiten abzuwägen. Als das Ausmass der Pandemie klar wurde, kamen wir früh zum Schluss, dass das Freitagsgebet nicht stattfinden kann.

Das Freitagsgebet ist eine im Koran verankerte religiöse Verpflichtung. Zur Wahrung der Sicherheit und Gesundheit der Menschen kann aber aus islamischer Sicht die Aufhebung dieser Pflicht

gerechtfertigt sein. Zwei Wochen bevor das Versammlungsverbot ausgerufen wurde, beschlossen die Basler Moscheevereine, die Pflicht für das Freitagsgebet aufzuheben und die Moscheen jeweils am Freitag zu schliessen.

Die Verantwortlichen der Moscheen fühlen sich als Bürger dieses Landes mitverantwortlich, der Ausbreitung des Coronavirus vorzubeugen. Sie setzten sich in ihren Organisationen für eine breite Akzeptanz der durch den Bund getroffenen Sicherheitsmassnahmen und für eine strikte Einhaltung ein.

Nach der Ausrufung des Notstandes Mitte März beschlossen die Moscheevereine, ihre Räumlichkeiten gänzlich zu schliessen. Diese Massnahme hat einen erheblichen Einfluss auf das religiöse Leben der Muslime. Auch für Moscheevereine hat die Schliessung zum Teil existenzielle Konsequenzen, weil Einnahmen in Form von Spenden weitgehend ausbleiben.

In der BMK ist uns aber bewusst, dass diese Massnahmen nötig sind. Wir wollen das Beste aus der Situation machen. Die islamischen Organisationen bemühen sich, auf kreativen Wegen den Bedürfnissen ihrer Gemeinden nachzukommen. Die Risikopersonen in den

Gemeinden werden regelmässig telefonisch kontaktiert und betreut. Für Hilfsbedürftige werden Einkäufe erledigt. Eltern, die Schwierigkeiten mit dem Home-Schooling haben, wird Unterstützung angeboten.

Das kollektive Fastenbrechen nach Sonnenuntergang kann im diesjährigen Ramadan nicht stattfinden. Um den Gedanken der Fürsorge weiterleben zu lassen, wird dennoch gekocht und ein Abendessen für Armutsbetroffene zum Abholen bereitgestellt.

Derzeit fallen viele kollektive Rituale aus. Auf der anderen Seite haben wir die Chance, unsere individuelle Spiritualität zu stärken. Viele werden sich an diesem Ramadan stark auf ihre Familie fokussieren. Das meiste, was normalerweise in der Moschee stattfindet, geschieht nun zu Hause. Es wird eine neue spezielle Familienatmosphäre erwartet.

Wir bitten unseren Schöpfer, dass wir alle gemeinsam diese schwierige Zeit bald überwinden und zur Normalität zurückkehren können. Bis dahin heisst es: geduldig sein und sich an die Massnahmen des Bundes halten.

**Selim Karatekin, Präsident der Basler Muslim Kommission*

«Den Bürgersinn in die Politik einbeziehen»

Interview mit Felix Hafner, Professor für Öffentliches Recht an der Universität Basel

Befinden wir uns im Ausnahmezustand?

«Man kann sich fragen, ob es sich um einen Ausnahmezustand im rechtlichen Sinn handelt. Die gegenwärtigen Massnahmen des Bundesrats stützen sich primär auf das Epidemien-gesetz, das vom Volk vor rund sieben Jahren in einer Referendumsabstimmung angenommen worden ist. Die Verfassung gilt weiterhin. Das ist anders als während der beiden Weltkriege, als der Bundesrat vom Parlament ohne ausdrückliche gesetzliche oder verfassungsmässige Grundlagen Vollmachten erhielt. Die wollte er dann nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr abgeben. Erst mit der von Volk und Ständen 1949 angenommenen Volksinitiative «Rückkehr zur direkten Demokratie» liess sich das Vollmachtenregime des Bundesrates vollständig beseitigen. Während des Zweiten Weltkriegs hat der Bundesrat beispielsweise auch eine Pressezensur eingeführt. Heute sind freie Medien und Kritik möglich, ja sogar nötig, um die Coronakrise gemeinsam und möglichst im Konsens mit allen gesellschaftlich relevanten Kräften bewältigen zu können.»

Der rechtliche Rahmen zur Eindämmung der Pandemie ist also vorhanden?

«Das Epidemien-gesetz gibt dem Bundesrat einen grossen Spielraum. Er muss sich aber dabei an das in der Bundesverfassung festgeschriebene Verhältnismässigkeitsprinzip halten. Er darf nur gezielte Massnahmen treffen, die tatsächlich in der Lage sind, die Epidemie auch einzudämmen. Sie sind auf jeden Fall zu befristen und aufzuheben, wenn sie nicht mehr nötig sind.»

Der Bundesrat geht verhältnismässig vor, indem er vor der Anordnung von Massnahmen an die Bevölkerung an ihren Bürgersinn appelliert. Er setzt auf die Motivation der Bürgerinnen und Bürger, sich in der momentan schwierigen Situation aus eigenem Antrieb richtig und den behördlichen Empfehlun-

gen entsprechend zu verhalten, bevor er harte Massnahmen mit Rechtsfolgen anordnet.

Dieses Vorgehen scheint sehr gut zu funktionieren. Man kann davon ausgehen, dass die Selbstdisziplin der Bevölkerung mit der bei uns eingeübten demokratischen Lebensform zusammenhängt. Unsere direkte Demokratie führt dazu, dass wir selbst für die Gesetzgebung Mitverantwortung tragen. Wir delegieren die Verantwortung nicht einfach vollständig an die von uns gewählten Politikerinnen und Politiker. Die Bevölkerung will sich diese demokratische Partizipation nicht nehmen lassen, auch nicht vom Coronavirus! Vielleicht zeigt sich deshalb gerade in der momentanen Krisensituation die Stärke der Demokratie, vor allem auch diejenige der direkten Demokratie.»

In der Schweiz gab es keine totale Ausgangssperre, die Behörden handeln also massvoller als in andern Ländern. Kann das auch daran liegen, dass unser Bundesrat eine kollegiale Behörde ist, in dem verschiedenste Sichtweisen und Grundhaltungen vertreten sind?

«Es ist sicher so, dass auch die Behörden in der Schweiz die demokratische Lebensform verinnerlicht haben. Auf kantonaler Ebene wird die Behörden-spitze, d.h. die Regierung, direkt vom Volk gewählt. Die Regierungsmitglieder in der Schweiz wissen somit, dass sie nur zusammen mit den Bürgerinnen und Bürgern politische Ziele erreichen und unangenehme Massnahmen durchsetzen können. Sie müssen somit den Bürgersinn in ihre Politik einbeziehen. Hinzu kommt, dass es in der Schweiz nur kollegial zusammengesetzte Regierungen gibt. Es gibt keine Präsidialämter, die alleine den politischen Kurs bestimmen. Die Kantonsregierungen und auch der Bundesrat sind selbst kleine Parlamente, die sich in kollegialer Weise auf eine gemeinsame Politik und – in der Coronakrise – auf die von ihnen anzuordnenden Massnahmen einigen müssen.»



«Nach der Krise wird der Staat in einem anderen Licht da stehen» - Professor Felix Hafner
Foto zVg

Ist nicht auch bei den Verantwortlichen der Polizei Bürgersinn festzustellen? Nach dem ersten sonnigen Frühlingswochenende versicherten diese sehr beflissen, die Bevölkerung habe sich gut an die bundesrätlichen Empfehlungen gehalten. Vielleicht betonten die Polizeichefs das so deutlich, weil sie sich um alles in der Welt keine Ausgangssperre wünschen.

«Polizistinnen und Polizisten sind zugleich auch Bürgerinnen und Bürger. Es ist deshalb verständlich, dass es der Polizei sehr schwerfällt, harte Massnahmen gegen die Bevölkerung durchzusetzen. Die Anordnung und Durchsetzung einer Ausgangssperre würde daher nicht nur bei der Bevölkerung, sondern auch bei der Polizei, die für deren Durchsetzung verantwortlich ist, auf Widerstand stossen. Nicht ganz auszuschliessen wäre deshalb, dass sich Ausgangssperren auch deshalb nicht durchsetzen liessen, weil sich die Polizei mit der Bevölkerung solidarisieren würde.»

Was spielt der Föderalismus da für eine Rolle? Wir haben erlebt, dass gewisse Kantone vorpreschten, etwa der Kanton Uri mit dem Ausgangsverbot für Ü65. Umgekehrt äusseren sich die Behörden der Kantone mit grossen Städten sehr massvoll und betonten, in städtischen Verhältnissen könne man die Leute nicht einfach in ihren Behausungen einsperren.

«In der Tat spielt die Rücksichtnahme auf den Föderalismus bei der Frage, welche Massnahmen zielführend sind, eine wichtige Rolle. Mit der Ausrichtung der Massnahmen an die örtlichen und auch kulturellen Umstände wird dem Verhältnismässigkeitsprinzip Rechnung getragen. Auf der anderen Seite muss der Bundesrat auch dafür sorgen, dass die Kantone die Grundrechte der Kantoneinwohnerinnen und -inwohner nicht unverhältnismässig einschränken. Insofern war es gut nachvollziehbar, dass der Bundesrat die Urner Behörden zum Widerruf des für über 65 Jahre alte Menschen angeordneten Ausgangsverbots bewog.»

Auch die Religionsgemeinschaften sind von der jetzigen Lage betroffen, praktisch alle religiösen Rituale sind ausgesetzt?

«Viren haben keinen Glauben und sind religionsneutral. Sie behandeln alle Menschen gleich und greifen sie unabhängig von ihrem Glauben an. Viren sind auch nicht mit religiösen Ritualen aufzuhalten. Sie sind Naturphänomene, die sich letztlich nur gestützt auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse erfolgreich bekämpfen lassen. Staatliche Anordnungen wie etwa Gottesdienstverbote sind somit epidemiologisch begründet und nicht gegen Glaubensgemeinschaften gerichtet. Allerdings führen die staatlich angeordneten Verbote zu massiven Einschränkungen der Kultusausübung. Das Deutsche Bundesverfassungsgericht hat sich im einem Beschwerde-fall damit befassen müssen und festgehalten, dass sie zwar epidemiologisch gerechtfertigt seien, aber aufgrund der Schwere des Eingriffs in die Religionsfreiheit wieder gelockert werden müssen, sobald es die Pandemie-Lage zulässt.»

Könnten die Kirchen und Religionsgemeinschaften heute eine neue Rolle finden?

«Die Coronakrise hinterlässt auch bei ihnen Spuren. Glaubensgemeinschaften spielen eine zentrale Rolle in der Zivilgesellschaft, insbesondere in spiritueller, aber auch in sozialer Hinsicht. Solche Funktionen nehmen sie zurzeit verstärkt wahr, vor allem wenn sie den von der Krankheit betroffenen Menschen und ihren Angehörigen Trost spenden oder sich um finanziell schwach gestellte Menschen kümmern.»

Einen Veränderungsprozess haben aber auch die Veranstaltungsverbote in Gang gesetzt. Gottesdienste können zurzeit nur in digitalisierter Form durchgeführt werden. Es ist davon auszugehen, dass sich Kirchen und Religionsgemeinschaften – auch angesichts der vielen besonders gefährdeten älteren Gottesdienstbesucherinnen und -besucher – auf längere Zeit darauf einstellen müssen, Gottesdienste nur digital anbieten zu können. Darin liegt möglicherweise auch eine Chance, sich in einer auch ohne Pandemie digital gewordenen Welt neu zu positionieren.»

Wie geht es weiter, werden wir von jetzt an in einer «anderen Welt» leben?

«Auch wenn die Pandemie eingedämmt werden kann, bedeutet dies nicht, dass es das Virus oder auch andere Viren nicht mehr geben wird. Mit anderen Worten: Wir werden alle lernen müssen, mit lebensbedrohenden Viren längerfristig zu leben. Es kommt also darauf an, dass die einzelnen Menschen, die zivilgesellschaftlichen Kräfte sowie der Staat neue, an Viren adaptierte Lebens- und Organisationsformen pflegen.»

Um hier dazu nur ein Beispiel zu nennen: Vor wenigen Jahren wurde erklärt, das Handgeben sei ein zentrales Element unserer Kultur, worauf nicht verzichtet werden könne. Gleiches wurde auch für die unverhüllte Gesichtserkennung vorgebracht. Wir werden uns nun daran gewöhnen müssen, nicht mehr die Hand zu geben und im Gesicht eine Maske zu tragen. Viele Veranstaltungen werden wohl in Zukunft nicht mehr in gewohnter präserter Form, sondern nur

noch digital durchgeführt werden können. Auch der Staat wird davon betroffen sein. Er wird insbesondere auch im Gesundheitsbereich stärker regulierend tätig sein, mit entsprechenden Auswirkungen für unsere Freiheitsrechte. Wir werden uns also auch an eine Veränderung im Verhältnis zum Staat gewöhnen müssen.»

Wird der Staat eine andere Rolle einnehmen?

«Nach der Krise wird der Staat sicher in einem anderen Licht dastehen. In der momentanen Lage wird deutlich, dass nicht nur die Angestellten im öffentlichen Gesundheitsbereich, sondern auch diejenigen in der Verwaltung insgesamt eine hervorragende Rolle zur Krisenbewältigung spielen. Die Gesellschaft ist zurzeit vital darauf angewiesen, dass etwa das Pflegepersonal in öffentlichen Spitälern, aber auch Mitarbeitende in staatlichen Stabsstellen nicht einfach «Dienst nach Vorschrift» machen. Und viele Eltern erkennen zurzeit beim Homeschooling, was Lehrpersonen an den staatlichen Schulen leisten. Deutlich wird auch, dass der Staat nicht alle seine Aufgaben an Private auslagern kann, sondern künftig etwa lebensnotwendige Medizinalprodukte selbst herstellen muss.»

Der Staat wird somit ganz allgemein eine stärkere Rolle im Gesundheitssystem übernehmen. Zudem wird gegenwärtig besonders auch im Vergleich zu den USA bewusst, was es bedeutet, einen gut ausgebauten Sozialstaat mit einem Krankenversicherungsobligatorium und einer Arbeitslosenversicherung zu besitzen. Auf der anderen Seite können wir froh und dankbar sein, dass wir in einem sparsamen Staat leben, der eine sehr geringe Verschuldungsrate aufweist und in den vergangenen Jahren Rechnungsüberschüsse zu präsentieren vermochte. Wir profitieren nun davon in der Krisenlage.»

Interview und redaktionelle Bearbeitung: Ruedi Spöndlin, das Interview wurde schriftlich am 22.4.20 geführt.

Ruedi Spöndlin ist Präsident des Vereins Forum für Zeitfragen.

Corona und die Gerechtigkeit zwischen den Generationen

Das Coronavirus ist vor allem für ältere Menschen und Menschen mit Vorerkrankungen gefährlich. Das birgt Konfliktpotenzial zwischen den Generationen. Jüngere könnten dagegen aufbegehren, dass sie zugunsten Älterer die Einschränkungen des «Lockdown» auf sich nehmen müssen. Hat das ein gewisse ethische Berechtigung?

Von Luzius Müller*

Gesellschaftspolitische Fragen im Zusammenhang mit der Corona-Krise haben den Charakter von Güterabwägungen: Zwei gesellschaftliche Güter müssen gegeneinander abgewogen werden. Güter sind hierbei im philosophischen Sinne zu verstehen als etwas für die Gesellschaft Gutes, Bedeutungsvolles, Wesentliches, wie z.B. Leben, Recht, Wohlstand, Sicherheit etc. Das Problem dieser Güterabwägungen liegt darin, dass ganz unterschiedliche Güter miteinander verglichen und gegeneinander abgewogen werden müssen. Das sei mit einem einfachen Beispiel erklärt: Soll ich ein Brot zu CHF 3.50 oder einen Zopf zu CHF 4.90 kaufen? Nun muss der Preis gegen die Art des Brotes abgewogen, zwei ungleiche Grössen (Güter) müssen miteinander verglichen werden. Die Entscheidung ist davon abhängig, wieviel Geld mir zu Verfügung steht (objektiv) und wie wichtig mir die Art des Brotes ist (subjektiv). Die Beantwortung der Frage ist also von objektiven und subjektiven Faktoren abhängig. Sie wird daher von Person zu Person unterschiedlich ausfallen.

Man kann die Schweiz nicht ohne Weiteres mit China vergleichen

In der Ausgangsfrage heissen die beiden Güter: Schutz gefährdeter Menschen vs. Freiheitsrechte (Bewegungsfreiheit, Versammlungsfreiheit, wirtschaftliche Freiheit etc.). Gefährdet sind gegenwärtig nicht nur die chronologisch alten Menschen, sondern vielmehr die biologisch gealterten bzw. gesundheitlich angeschlagenen. Wenn sie erkranken, werden sie wahrscheinlich medizinische Hilfe in Anspruch nehmen, was zur Überlastung des Gesundheitssystems führen kann, und teilweise versterben. Um dies zu verhindern, nimmt die Gesellschaft (nicht bloss junge Menschen!)



«Güterabwägung»: Pfarrer Luzius Müller

Foto Nars zVg

gegenwärtig verschiedene Einschränkungen der Freiheitsrechte in Kauf.

Unklar ist aber, welche Auswirkungen die verschiedenen Einschränkungen des öffentlichen Lebens faktisch auf die Zahl der Erkrankten haben werden. Hier bewegen wir uns im Bereich von epidemiologischen Annahmen. Das Virus ist neu und ebenso die gesellschaftliche Situation (Globalisierung, Mobilität, etc.), in welcher uns die Pandemie trifft. Meines Erachtens lassen sich in diesem Bereich momentan Ländervergleiche kaum anstellen, denn die gesellschaftlichen Voraussetzungen (selbst die Datenerhebung etc.) sind von Land zu Land sehr unterschiedlich; man kann die Schweiz nicht ohne Weiteres mit China vergleichen. Auch müssen die verschiedenen Einflussfaktoren für die Ausbreitung der Pandemie erst erforscht werden und auch die unterschiedlichen

politischen und kulturellen Traditionen Berücksichtigung finden. Hierzu wird es in den kommenden Monaten und Jahren sicherlich viel interessante Forschung geben. Damit sei nur angedeutet, dass es sich im Bereich der zu vergleichenden Güter um sehr komplexe Grössen handelt.

Gefährdete Menschen wegzusperren wäre asozial

Einschränkungen der Freiheitsrechte zum Schutz Gefährdeter sind im allgemeinen Fall konsensfähig, wenn: 1. Die Lasten (Einschränkungen) ‚gleich‘ verteilt werden und für keinen ‚zu gross‘ sind (Gerechtigkeit und Erträglichkeit). 2. Jeder darauf vertrauen kann, dass er gegebenenfalls auch den für ihn nötigen Schutz erfahren wird (Reziprozität und Nachhaltigkeit).

Gerechtigkeit, Erträglichkeit und Nachhaltigkeit auszubalancieren, ist die Aufgabe der Politik: Eine Gesellschaft, welche gefährdete Menschen wegzusperren will, damit die anderen keine Einschränkungen tragen müssen, verteilt die Lasten sehr ungleich, um nicht zu sagen asozial. Den Nicht-Gefährdeten sehr hohe Lasten aufbürden zu wollen, wäre aber wiederum kaum konsensfähig.

Diese Güterabwägung ist von vielen objektiven und subjektiven Faktoren abhängig. Daher kann sie nie eindeutig (bzw. objektiv, ethisch richtig) beantwortet werden! Sie muss in einer Gemeinschaft politisch ausgehandelt werden. Politik ist insofern als Strukturierung ethischer Güterabwägungen zu verstehen. Die Kenntnisse von Fachleu-

ten (Mediziner, Epidemiologen, aber auch Ökonomen etc.) sind wichtig zur Klärung der objektiven Faktoren. Für die politische Aushandlung ist aber ihre Meinung alleine nicht ausreichend. Es gilt die Güter zu gewichten und sodann gegeneinander abzuwägen, was von subjektiven bzw. kulturellen und traditionellen Vorstellungen abhängig ist. Es ist daher ethisch wesentlich, wie Güterabwägungen in einem Gemeinwesen (Staat) ausgehandelt werden und wer (mit-)bestimmen darf?

Verschiedene Interessengruppen müssen bei dieser Gewichtung involviert werden. Alle Betroffenen sollen letztlich durch Vertretungen (z.B. politische Parteien, Berufs- und Interessenverbände, Vereine etc.) Möglichkeiten der Beteili-

gung haben. Der Prozess der Aushandlung muss sodann durch Überzeugung (nicht Zwang oder Manipulation) hin zum Konsens stattfinden. Meist ist das Ergebnis ein konsensfähiger Kompromiss der Interessen. Diese Lösungen lassen dann eventuell Fachleute unbefriedigt, da diese Kompromisse ihren Empfehlungen nur teilweise entsprechen. Güterabwägungen sind aber eben komplizierte politische Aushandlungsprozesse, die nur teilweise durch objektive Parameter bzw. Wissenschaft bestimmt werden können und dürfen!

*Luzius Müller ist Spitalseelsorger und Unipfarrer in Basel (www.unipfarramt.unibas.ch)

Corona und antijüdische Verschwörungstheorien

Corona-Zeit ist Krisenzeit. Und in Krisenzeiten steht nicht zuletzt auch die Toleranz auf dem Prüfstand. Eine kritische Bestandesaufnahme.

Von Simon Erlanger*



Ideale Sündenböcke: Darstellung einer Judenverbrennung aus Diessenhofen TG. Foto zVg

Sie blühen wieder, die antijüdischen Verschwörungstheorien. Schon Ende Februar 2020 drückte Herbert Winter, Präsident des Schweizerisch-Israelitischen Gemeindebundes (SIG) seine Besorgnis über die Zunahme antisemitischer Verschwörungstheorien im Internet und in den sozialen Medien aus. Dies hatte der Antisemitismusbericht 2019 des SIG und der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA) festgestellt.

Es seien absurdeste Theorien aufgetaucht, die fast alle auf eine angebliche jüdische Weltverschwörung hinwiesen. Welches Gefahrenpotenzial diese darstelle, hätten die Anschläge in Pittsburgh, Christchurch, Poway und Halle gezeigt, so SIG und GRA. Die Attentäter waren Anhänger von Verschwörungstheorien. Dies mache deutlich, dass auf Verschwörungstheorien reale Taten folgen könnten.

Lage eskaliert

Dieser zwei Monate alte Befund stammt noch aus der Zeit vor der Corona-Krise. Mittlerweile ist die Lage eskaliert. So wird etwa aus Grossbritannien von einer regelrechten «Explosion» antisemitischer Verschwörungstheorien im Zusammenhang mit dem Coronavirus berichtet. Laut dem «Community Security Trust», einer britischen Stiftung, die sich mit der Sicherheit jüdischer Gemeinden befasst, lassen sich dabei drei Themenkomplexe unterscheiden.

Einerseits wird behauptet, den Virus gäbe es gar nicht. Es sei alles eine jüdische Verschwörung. Andererseits gebe es auch die Aussage, dass der Virus real sei, aber trotzdem Teil einer jüdischen Verschwörung. Und schliesslich werde behauptet, dass Juden den Virus vorsätzlich verbreiteten. Letzteres fungiere Online unter dem Label «The Jew Flu». Letztlich ginge es bei der Corona-Krise um die Errichtung einer neuen Weltordnung, wie auch aus Osteuropa kolportiert wird. Und in Frankreich erreichten laut der Nachrichtenagentur JTA die Corona-YouTube-Videos des verurteilten

Holocaust-Leugners Alain Soral eine Rekordzahl von Treffern.

Die massive Zunahme der Judenfeindlichkeit in Zeiten von Corona bestätigt auch Felix Klein, Antisemitismusbeauftragter der Deutschen Regierung: Er warnte gegenüber dem «Tagespiegel» vor der Ausbreitung antisemitischer Verschwörungstheorien. Die Pandemie schaffe ein Klima der Verunsicherung. Das liefere Beschuldigungen den idealen Nährboden, so Klein: «Es überrascht leider nicht, dass Juden und Israel Hauptziele sind. Antisemitische Hassreden verbreiten sich schnell im Internet und dort insbesondere auf den gängigen Social-Media-Plattformen». Dabei sei nichts zu absurd, so Klein: «Die Rede ist da von einer jüdischen Übernahme der Weltwirtschaft, jüdischen Gewinnen aus einem möglichen Impfstoff, von Israel entwickelten Biowaffen, oder einem jüdischen Versuch, die Weltbevölkerung zu reduzieren». Es breche sich «krudester Antisemitismus» Bahn. Darauf verweist auch das israelische Aussenministerium. Ausdrücke wie «jüdisches Virus» oder «israelisches Virus» fänden sich vermehrt. Auch sei zu lesen, Israel habe schon einen Impfstoff und werde daraus Kapital schlagen. Dieser Vorwurf werde in Kommentaren aus der Türkei, der palästinensischen Autonomie und dem Iran erhoben, wie die amerikanische «Anti-Defamation-League» dokumentiert. Der Iran machte übrigens schon zu Beginn der Krise die USA und Israel für Corona verantwortlich.

Historischer Präzedenzfall

Die Assoziation von Juden mit Seuchen ist nicht neu. Zum Ausdruck kam sie etwa während des «Schwarzen Todes» 1348/49, als die Pest mit rund 25 Millionen Menschen ein Drittel der damaligen europäischen Bevölkerung tötete.

Die durch ein Bakterium verursachte Krankheit begann auf der Krim, gelangte auf Schiffen nach Genua und von dort über die Alpen in die Schweiz. Die Juden der damaligen savoyischen Orte Lausanne und Villeneuve am Genfersee traf es zuerst. Sie wurden im Herbst 1348 festgenommen, im Schloss Chillon inhaftiert und dann gefoltert, bis ein Arzt unter Folter eine grosse Verschwörung der Juden zur Vernichtung der Christenheit zugab: Ein spanischer und ein fran-

zösischer Jude hätten ein geheimes Gift zusammengebraut und an jüdische Gemeinden aller Länder versandt, um damit die dortigen Brunnen zu vergiften. Lausanne übermittelte das unter Folter erpresste «Geständnis» nach Freiburg im Breisgau und nach Strassburg. Die Juden dort wurden festgenommen und verbrannt. Dies wurde allenthalben nachgeahmt, von Zofingen über Luzern, Solothurn, Lindau, Frankfurt, Mainz, Speyer, Augsburg bis nach Erfurt.

Parallel zur Ausbreitung der Pest breitete sich so die Judenverfolgung rasch aus. In Basel wurden 600 Juden in eine Holzhütte auf einer Sandbank im Rhein gepfercht und verbrannt. 130 Kinder wurden zwangsgetauft. Die Pogrome erfassten halb Europa. Die Zahl der Todesopfer ist unbekannt, ging aber in die Zehntausende. 350 Gemeinden wurden zerstört. Einige Überlebende fanden Zuflucht in den Dörfern, und begründeten so das «Landjudentum». Die Mehrheit wandte sich nach Osten, wo sie das polnisch-litauische Judentum begründeten.

Wo Problemkinder zu Hoffnungsträgern werden

Der Verein «Freunde des Schweizer Kinder- und Jugenddorfs Kiriati Yearim» stellt sich vor.

Von Judith Wipfler und Ora Mendelberg*



Kiriati Yearim – in der Nähe von Jerusalem
Foto zVg

Drei Jahre nach der Staatsgründung Israels betreten die ersten jüdischen Waisenkinder die Klassenzimmer in Kiriati

Verschwörungstheorien erklären die Welt und geben Sinn dort, wo ein solcher nur schwer erkennbar ist. Mit den Juden als Sündenböcken und Brunnenvergiftern liess sich 1348/49 das Massensterben erklären. Dass es die Juden traf, hatte mit deren religiöser Sonderrolle zu tun. Darüber hinaus galten Juden als Gottesmörder.

Doch warum sind Jüdinnen und Juden heute, zur Zeit der Corona-Krise wieder im Fokus, zumindest in den Social Media? Spielen trotz Säkularisierung religiöse Motive eine Rolle? Oder verliert Europa mit dem «Ende der Schonzeit» bald drei Generationen nach der Schoa die Scham über den Völkermord? Vielleicht aber hat es bloss mit der Anonymität und der Direktheit der neuen Medien zu tun. Der virtuelle Raum wird so zum Marktplatz, wo jede und jeder ungefiltert seine Vorurteile rausbrüllen kann.

*Simon Erlanger ist Historiker und Journalist. Er lebt in Basel.

Yearim, was «bewaldete Hügel» bedeutet. Der Ort liegt in den Bergen unweit von Jerusalem. Das Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder gründete 1951 dort das Kinderheim Kiriati Yearim für traumatisierte Kinder und Jugendliche, die den Holocaust überlebt hatten. In der Schweiz rufen christliche und jüdische Engagierte gemeinsam den Verein «Freunde des Schweizer Kinderdorfs Kiriati Yearim» ins Leben.

Nach bald 70 Jahren gibt und braucht es das Dorf immer noch. Mit jeder Einwanderungswelle nach Israel hat es sich gewandelt. Auf die Holocaustwaisen folgten sozial benachteiligte Kinder aus arabischen Ländern, dann aus der Sowjetunion. Heute prägen viele Gesichter aus Äthiopien das Bild im Dorf.

Zu den Gebäuden mit Schlafsälen und Schulzimmern gesellten sich ein Lehrlingsheim und eine Schlosserei.

Mit der bahnbrechenden Lernmethode «Instrumental Enrichment» von Professor Ruben Feuerstein setzte Kiriati Yearim bereits Mitte der 60er Jahre als erstes Kinderdorf weltweit Akzente. In den beiden letzten Jahren wurde die Schule des Dorfs als eine der besten im Land ausgezeichnet.

Heute leben 115 Schülerinnen und Schüler im Dorf. Aus dem arabisch-israelischen Nachbardorf Abu Gosh kommen Jugendliche in die Tagesschule und spielen gemeinsam mit den jüdisch-israelischen Teens Fussball, auch Frauen- bzw. Mädchen-Fussball.



Der Streichelzoo in Kiriati Yearim ist ein wichtiges Element des Dorfes.

Foto zVg

Heimkarriere hinter sich

Die meisten, die in Kiriati Yearim landen, haben schon eine Heimkarriere hinter sich. Dass wiederum die meisten von ihnen hier einen Schulabschluss erreichen, ist dem pädagogischen Team vor Ort zu verdanken. Das sind neben Lehrpersonen auch Therapeutinnen bis hin zu studentischen Volontären. Ihre Empathie und pädagogische Verlässlichkeit prägen die warme Atmosphäre des Dorfs.

Zu einem pädagogischen Selbstläufer ist auch der Streichelzoo geworden. Hier lernen die Jugendlichen, Verantwortung zu übernehmen und dabei auch erst noch Spass zu haben.

Lag der Fokus unseres Vereins zunächst allein auf der Förderung des Kinderdorfs, so entwickelte sich ab 1969 auch eine Kooperation mit dem Trust of Programs for Early Childhood, Family and Community Education. Der richtet sich speziell an die israelisch-arabische Bevölkerung und Beduininnen Israels. Diese Angebote richten sich ganz besonders an Kinder und Jugendliche, Familien und Mütter.

In drei Städten des Landes wurden Zentren eingerichtet, wo sich Mütter mit ihren Babys und Kindern in Spielgruppen treffen. Weitere Angebote beinhalten Eltern- und Paar-Workshops, wie auch Mutter-Schwiegertochter Gruppen.

Das Empowerment Programm für Mädchen und junge Frauen, die etwa durch Frühehe oder Schulabbruch ins sozioökonomische Hintertreffen gerieten,

liegt uns besonders am Herzen. Dabei werden Beratungen oft von lokalen, semiprofessionellen Erzieherinnen, also aus dem gleichen Kulturkreis durchgeführt, was zum sozialen Wandel beiträgt. Zitat einer Teilnehmerin: «Diese Treffen stärken mich persönlich. Manchmal weiss ich nicht, was ich tun soll, aber in der Gruppe fühle ich mich wohl und lerne dazu.»

In Israel, einem Land mit einer komplexen multikulturellen Gesellschaft, ist ständiger Dialog eine wichtige Brücke für ein friedliches Zusammenleben. So fördert der Verein auch diverse Dialoggruppen israelisch-jüdischer und israelisch-arabischer Frauen.

Beachtliches ist in den vergangenen Jahren im Kinderdorf Kiriati Yearim erreicht worden. Die Bildungs- und Dialogprojekte erfahren viel Resonanz und sind nicht mehr wegzudenken. Gemeinsam geht es weiter, dafür setzen wir uns ein.

Die Corona-Krise

Das Dorf hat sich zum Schutz isoliert – eine enorme Herausforderung für alle. Ein Teil der Kinder konnte nach Hause. Ein Drittel der Kinder und Jugendlichen hat keine Möglichkeit, familiär unterzukommen. Sie werden von einem festen Team weiterhin im Dorf betreut. Dadurch ist ein finanzieller Engpass bereits jetzt vorhersehbar, da die Zahlungen des israelischen Erziehungsministeriums

seit dem 1. April nur für die anwesenden Kinder ausgerichtet werden. Eine zusätzliche finanzielle Belastung stellt der Nachholunterricht im Sommer dar. Dann wird eine Vermietung für auswärtige Sommerlager nicht möglich sein, wodurch bereits kalkulierte Einnahmen wegbrechen. In dieser Notlage konnte unser Verein jetzt unbürokratisch ausweichen. Darüber freuen wir uns freilich sehr.

*Judith Wipfler hat als Journalistin durch die Jubiläumsaktionen 2011 vom Verein erfahren und bei einer Reportage vor Ort auch die Pflegefachfrau Ora Mendelberg kennengelernt, die dort gerade volontierte. Beide waren tief beeindruckt vom Dorf und beschlossen damals, ins Basler Komitee von Kiriati Yearim einzutreten und sich hier freiwillig zu engagieren. Der Artikel erscheint anstatt eines geplanten Vortrages, der wegen Corona leider abgesagt werden muss.

Kiriati Yearim ist ein Schweizer Hilfswerk für benachteiligte Kinder und Jugendliche in Israel. Der Verein achtet bei der Auswahl der Projekte auf Nachhaltigkeit und Effizienz. Der Verein ist ZEWo zertifiziert. Ausführliche Informationen rund um Kiriati Yearim und die Projekte finden Sie unter www.kiriati-yearim.ch

Else Lasker-Schüler in der Schweiz

Else Lasker-Schüler war eine Grenzgängerin: Als Jüdin in Berlin, als Deutsche in Zürich, zwischen dem Druck der Assimilation und wachsendem Antisemitismus bahnte sie sich als moderne Lyrikerin ihren Weg. In Abgrenzung zu allem Bürgerlichen spielte sie mit Geschlechterrollen, religiösen Klischees und nicht zuletzt auch mit der biblischen Tradition. Nach ihrer Flucht in die Schweiz im Jahr 1933 entstanden Gedichte, die zu den eindrücklichsten Texten der europäischen Exil-Literatur gehören. Vor 75 Jahren ist Else Lasker-Schüler in Jerusalem gestorben.

Mit einer feministisch-theologischen Hommage erinnert die neue Studienleiterin Tania Oldenhage, die gleichzeitig ihre Installation feiern darf, an die grosse Dichterin. Barbara Fischer liest aus Else Lasker-Schülers Werk. Kirchenratspräsident Lukas Kundert spricht ein Grusswort. Musikalisch gestaltet wird der Abend von Samuel Rösti. Im Anschluss sind alle eingeladen zu einem koscheren Imbiss.

Mit diesem Anlass startet das Forum für Zeitfragen zusammen mit den Christlich Jüdischen Projekten das Herbstprogramm.

Donnerstag, 3. September 2020, 19.00 Uhr

Ort: Zwinglihaus, Gundeldingerstrasse 370, Basel

Veranstalter: Forum für Zeitfragen; Christlich-Jüdische Projekte

Um den Anlass mit Blick auf die Corona-Krise gut planen zu können, bitten wir um Anmeldung bis zum 31. August 2020 an das Forum für Zeitfragen, info@forumbasel.ch oder Telefon 061 264 92 00



Musikerin Anne Battegay spielt im Zwinglihaus

Viele Veranstaltungen und Events fallen in diesem Jahr aus – der «Europäische Tag der Jüdischen Kultur», der seit Jahren im Kalender vieler Länder seinen festen Platz hat, soll erfreulicherweise aber 2020 stattfinden, dies am 6. September.

In diesem Jahr setzen wir von der CJP auf Musik bzw. eine junge Musikerin.

Die 32jährige Geigerin Anne Battegay wird diesen Part übernehmen.

Bitte reservieren Sie das Datum.

Sonntag, 6. September 2020, nachmittags

Die junge Künstlerin, die in Washington D.C., Zürich und Basel aufgewachsen ist, begann bereits im Alter von sechs Jahren mit dem Geigenspiel.

Sie studierte an der Zürcher Hochschule der Künste, wo sie dann mit Auszeichnung abschloss.

Seit 10 Jahren ist sie Mitglied des international preisgekrönten Belenus-Quartetts, wo sie den zweiten Geigenpart übernommen hat.

Im Zwinglihaus wird sie jüdische Komponisten oder jüdische Themen zum Vortrag bringen, etwa «Fiddler on the roof» von John Williams, «Nigun aus der Bal Scheem-Suite» von Ernest Bloch oder «Hebrew Melody» von Joseph Achron.

Update Religion: Was trägt uns (nicht nur in der Krise)?

Am 30. Januar fand im Zwinglihaus der vielbeachtete Startanlass «Update Religion» statt. Viel Resonanz fanden musikalische Beiträge des interreligiösen Trios mit Suren Asatryan, Ulaş Nesil und Awdil Shakar. Astaryan kommt aus dem christlichen Armenien; Nesil ist Alevit, Shakar ist Sunnit, beide aus Basel.

In der Folge trafen sich Teilnehmende in drei Gruppen zum interreligiösen Austausch.

Was macht meinen Alltag religiös? Welche Herausforderungen erfahre ich im Alltag im Zusammenhang mit meiner Religion? Fragen wie diese waren Ausgangspunkt für die Gespräche. Erfahrungen mit der Coronakrise wurden ausgetauscht. Die Gesprächsrunden finden vorläufig in Zoom-Meetings statt. Geleitet werden die drei Gesprächsgruppen von Aysegül Avcik, Tania Oldenhage (bis Ende März von Sibylle Erhardt) und Lars Wolf.

Gesprächsgruppen

Zwei Treffen pro Quartal, Termine nach Absprache

Interessierte sind herzlich eingeladen.

Anmeldung bei Andreas Möri, Tel.-Nr. 061 336 30 36 oder E-Mail: andreas.moeri@erk-bs.ch

Update Religion – Austausch, thematische Impulse und Musik

Im Rahmen des Schwerpunkts religionen_lokal

Leitung: Tania Oldenhage, Andreas Möri, Studienleitung Forum für Zeitfragen

Donnerstag, 10. September 2020, 19.00 – 20.30 Uhr

Zwinglihaus, Gundeldingerstrasse 370, 4053 Basel

Verantwortet wird religionen_lokal vom Forum für Zeitfragen, den Christlich-Jüdischen Projekten, der Basler Muslim Kommission und der Kirchgemeinde Gundeldingen-Bruderholz.

Impressum

Weitblick ist eine gemeinsame Publikation der Christlich-Jüdischen Projekte (CJP) und des Forum für Zeitfragen

Redaktion

Annette Berner
Peter Bollag
Franziska Eich Gradwohl
Tamara Hari
Andreas Möri
Tania Oldenhage
Ruedi Spöndlin

Fotos: zVg

Autoren/innen:

Simon Erlanger
Selim Karatekin
Luzius Müller
Lucia Ora Mendelberg
Judith Wipfler

Druck:

BARTH Offsetdruck AG
www.barth-druck.ch